



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gensel, Walter: Die Gegner des deutschen Sprachvereins.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Gegner des deutschen Sprachvereins.*)

Von Walter Gensel.



Im Kampfe für eine als gut erkannte Sache darf man es bei seiner ersten, einseitigen Überzeugung nicht bewenden lassen. Sobald man wahrnimmt, daß Zweck und Ziel des Kampfes von achtungswerter Seite Mißbilligung erfahren, ist man verpflichtet, Umschau und Einkehr zu halten, muß die Gründe der Gegner prüfen und hat umzukehren, wenn man erkennen sollte, daß man fehl oder zu weit gegangen ist.

Der deutsche Sprachverein besteht jetzt über Jahr und Tag. Er hat von vielen Seiten, aus allen Gauen des Vaterlandes, auch von jenseits des Meeres her lebhafte Zustimmung gefunden; seine besten und thätigsten Mitglieder wachsen ihm zu aus den Kreisen derer, welche in der Sprachwissenschaft Meister sind. Aber andererseits sind seine Bestrebungen auch auf Widersacher gestoßen, und zwar auf so zahlreiche und namhafte, daß es sich wohl lohnt, die Gegengründe einmal zusammenzustellen und an ihrer Hand unser Werk auf seine Berechtigung zu prüfen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ich, ein Mann der Akten, in vieler Hinsicht nicht der rechte Mann dazu bin. Indes ist die Frage, wie ich zeigen will, vorwiegend nicht eine sprachwissenschaftliche, sondern eine sprachwirtschaftliche, überdies eine volkstümliche Frage und eine Frage des guten Geschmacks; kurz eine Frage, zu deren Lösung nur ein Durchschnittsverständnis erforderlich ist und ein offenes Auge für die Dinge, die im Lande und um uns her vorgehen.

Ich muß dem Gegenstande Grenzen ziehen.

Erstens. Alle Gegner halten uns vor: Was ereifert ihr euch gegen die Fremdwörter? Die größere Sünde sind die Verstöße gegen die eigne Sprache. Ein übel gewähltes Fremdwort ist nur ein geschmackloser Putz; Undeutschheit aber in Syntax und Grammatik ist eine Gliederverrenkung, die den Körper entstellt. Hiergegen kämpft!

Dieser Vorwurf trifft wohl einzelne Übereifrige, doch nicht den Sprachverein. In § 1b unsers Vereinsgesetzes wird als ein Hauptzweck des Vereins hingestellt: die Pflege der Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigentümlichen Wesens unsrer Sprache. Dazu gehört natürlich vor allem

*) Vortrag, gehalten am 28. März 1887 im Leipziger Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Der Verfasser ist Landgerichtsdirektor in Leipzig.

die Pflege des Einheimischen in ihr. Daß aber diesem Ziele getreulich nachgegangen wird, davon legt fast jede Nummer unsrer Vereinszeitung, legt der Inhalt der in den Zweigvereinen gehaltenen Vorträge reichlich Zeugnis ab. Ich habe es darnach hier nur zu thun mit der Besprechung des Kampfes gegen unser Streben nach Reinigung von unnötigen fremden Bestandteilen, also mit dem Kampfe gegen § 1a unsers Vereinsgesetzes.

Zweitens. Unter den Gegnern verstehe ich nur diejenigen, welche in lehrreichen, wohlbedachten Aufsätzen gegen die Fremdwortbekämpfer aufgetreten sind. Ihre Zahl ist nicht klein. Aber Inhalt und Umfang ihrer Gründe sind eng begrenzt, überall kehrt mehr oder weniger dasselbe wieder. Ich beschränke mich daher auf die Besprechung einiger Kundgebungen, und zwar derjenigen, die mir einerseits als die bedeutendsten, andererseits als die eigenartigsten erschienen sind. Es sind dies folgende: Otto Gildemeisters Aufsatz: Der Kampf gegen die Fremdwörter, abgedruckt in der „Deutschen Rundschau“ (1886, Juliheft); Herman Grimms „Essay“: Die Bereicherung der deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter, gleichfalls abgedruckt in der Rundschau (1886, Augustheft), und Gustav Rümelins (Ranzlers der Universität Tübingen) Vortrag: Die Berechtigung der Fremdwörter, Rede zur akademischen Preisverteilung am 6. November 1886 (in besonderm Abdruck bereits in zweiter Auflage erschienen).

Es ist nun keine dieser Kundgebungen ausdrücklich gegen den Sprachverein gerichtet. Aber thatsächlich gelten sie ihm. Gildemeister leitet seinen Aufsatz mit den Worten ein: „Gebrauche nie ein Fremdwort, wenn du es durch ein gutes deutsches Wort ersetzen kannst. So lautet heute das Gebot der gemäßigten Sprachreiner.“ Er schließt mit den Worten: „Nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet . . ., einer gewissen dogmatischen, ich hätte fast gesagt schulmeisterlichen Sprachbehandlung mehr Vorschub leisten möchte, als gut ist.“ An einer dritten Stelle sagt er: „Ein Fortschritt zum Bessern scheint mir unverkennbar, und was die Hauptsache ist, dieser Fortschritt ist spontan, eine Frucht des empfindlicher gewordenen Geschmacks, nicht eines deutschtümelnden Terrorismus.“ Rümelin sagt im Eingange seines Vortrages: „Die Frage über Zulassung der Fremdwörter ist neuerdings wieder lebhafter zur Sprache gekommen.“ Grimm ruft gegen den Schluß seines Aufsatzes aus: „Warum das Volk beunruhigen, als thäten seine Schriftsteller heut ihre Pflicht nicht? Als seien die Massen berufen, aufzupassen, wie der Einzelne seine Rede formt? Es ist, als wollte man Vereine bilden, um darüber zu wachen, daß Eltern ihre Kinder nicht verhungern lassen.“

Es giebt jetzt keine andern Sprachvereine als den Allgemeinen deutschen. Die „Terroristen“ sind also wir. Der Kampf gilt der großen Sprachbewegung unsrer Tage, die es unternimmt, befreiend einzuwirken, und deren thatkräftigster Ausfluß eben der Allgemeine deutsche Sprachverein ist. Ich stelle das nur

fest, um gerechtfertigt zu sein, wenn ich untersuche, ob und wie weit jene Vorwürfe gegen uns begründet sind.

Ich möchte zuerst im allgemeinen die Stellung zeichnen, welche die drei Gegner zur Fremdwörterfrage einnehmen. Bildemeister sagt (S. 96) von sich selbst: „Was ich an den Puristen auszusetzen habe, ist zweierlei: erstlich, daß sie das Vermögen der deutschen Sprache überschätzen und im Grunde ihres Herzens meinen, wir könnten ohne alles Vorgen auskommen; zweitens, daß sie lehren, das Vorgen, wenn auch zur Zeit durch Not entschuldigt, sei doch an sich verwerflich, eine Versündigung an der nationalen Ehre.“ Kümelin spricht sein Bekenntnis (S. 32) in folgenden (hier abgekürzten) Sätzen aus: „Die wahre Poesie verschmäht grundsätzlich jedes Fremdwort. Weitere Grenzen sind natürlich der Lehr- und Gedankendichtung gezogen, dem Epigramm, der Epistel, der Kenie, sodann dem Lustspiele, dem Roman, der Novelle. Der hohen Poesie steht die geistliche Rede gleich. Ähnlich wird jede öffentliche Rede und Ansprache gestellt sein, welche von allen verstanden werden will. Freier müssen sich alle reflektirenden, kritischen, darstellenden Reden und Schriften bewegen dürfen. Das politische Leben führt einen ansehnlichen Apparat von fremdsprachlichen Schlagwörtern mit sich. Für den brieflichen und mündlichen Verkehr lassen sich keine besondern Regeln aufstellen. Völlig unumschränkt aber muß die Sprache der Wissenschaft und Technik bleiben, welche nach Umständen ganze Seiten mit Fremdwörtern und gelehrten Formeln füllen mag und für welche nur die allgemeinsten Vorschriften der Logik und Verständlichkeit, des gesunden Menschenverstandes und guten Geschmacks eine Schranke bilden können.“ Grimm sagt (S. 305): „Ein Schriftsteller, der Gedanken hat, bei deren Mitteilung es sich um die geringsten Nuancen des Ausdrucks handelt, um leise Töne, die zu erkennen unter seinen Zeitgenossen vielleicht niemand fähig sein könnte, deren Wichtigkeit einstweilen nur ihm einleuchtet, wird sich doch nicht an die Sprache als an etwas Verbindliches kehren, die zum Gebrauch zufällig vorliegt? Er wird, wo sie nicht ausreicht, unbeirrt von jeder andern Rücksicht als der, den genauesten Ausdruck seiner Gedanken zu finden, die Worte und Wendungen wählen, wie er sie [richtiger ihrer] bedarf, jedes Wort, jede Form wird ihm genehm sein, die seinen Gedanken enthält. Schriftsteller dieser Art aber sind es, um deretwillen die Sprachen bei allen Nationen im höchsten Sinne da sind. Diese Autoren sind es, die den Fortschritt der Sprachen bewirken, ihre Ausdrucksfähigkeit erhöhen, ihre Wirksamkeit vergrößern und verbreitern; und nicht diese Männer zu meistern und Regeln für sie aufzustellen, sondern ihre Schriften zu durchdringen und die Gesetze zu verstehen, die sie enthalten, muß das Ziel der Völker sein.“

Ich hatte geglaubt, es sei ein Versehen, daß Grimm von der Sprache, die einem Menschen durch Geburt und Heimat gegeben ist, als von etwas „zufällig“ Vorliegendem spricht; und ich war der Meinung, man dürfe nicht sagen, es sei

das „Ziel“ der Nationen, die Gesetze ihrer großen Schriftsteller zu verstehen, sondern man müsse sagen, es solle dies das Bestreben der Nationen sein. Nach dem weitern Ausspruche aber, daß die Sprachen um dieser Größen willen da sind, bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß wir es bei der Wahl jener Ausdrücke mit „Nüancen“ zu thun haben, die einstweilen nur dem Verfasser einleuchten.

Manche, die den Aufsatz Bildmeisters gelesen haben, werden vielleicht fragen, ob es richtig sei, diesen Schriftsteller zu den Gegnern des Sprachvereins zu rechnen. In der That könnte man zweifeln, wenn man Aussprüche von ihm liest wie folgende (S. 103): „Es scheint mir, daß der Deutsche neben der vorurteilslosen Empfänglichkeit für den ausländischen Bildungstoff eine üble Geschmackrichtung hat, nämlich die für den Schall und Klang fremder, vorab romanischer Zungen. Nicht allein der Not gehorchend, sondern auch dem eignen Triebe, hat er die ihm angestammte Rede mit lateinischen und französischen Brocken verbrämt, weil er eine kindliche Freude an den klangvollen und zierlichen, den feierlichen und einschmeichelnden Tönen als solchen hatte. Wie er bescheiden zu dem geistigen Gehalt und dem sachlichen Reichtume der fremden Kultur emporschaute, so blickte er bewundernd auf ihr glänzendes Kleid. Es erschien ihm stattlicher, vornehmer und geschmackvoller als das Gewand der Muttersprache. Eine Zeit lang galt es fast für unschicklich, in gelehrtem und feinem Verkehr sich dieser letzteren zu bedienen, und wenn es geschah, suchte man sie wenigstens mit fremdem Flitterstaat so herauszuputzen, daß sie schon von weitem sich von der gemeinen Rede des Dorfes und Marktes unterscheide. Man gebrauchte das fremde Wort nicht bloß da, wo das heimische fehlte, sondern man drängte das eigne in die Ecke, um das fremde vorzuführen zu können.“ Aber ähnliche Aussprüche finden wir auch bei Mümelin und Grimm. Mümelin sagt (S. 2): „Es kann nichts Thörichteres und Widersinnigeres geben, als zu seinen Landsleuten in fremder Zunge zu reden, wenn die Muttersprache die dem Sinn vollkommen entsprechenden Worte darbietet. Man wird auch einzuräumen haben, daß hiergegen gleichwohl gar nicht selten gesündigt wird. Es ist ferner nicht zu bestreiten, daß man jede Häufung von Fremdwörtern, selbst dann, wenn jedes einzelne für sich ganz berechtigt wäre, auch schon aus stilistischen Gründen vermeiden muß, weil die Rede dadurch einen buntscheckigen und mißfälligen Eindruck macht, ungefähr wie wenn in einer Gesellschaft die einen in bürgerlichem Anzuge, die andern in Masken erscheinen. Außerdem ist es eine Regel zwar nicht der Sprache, aber umsomehr des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte, daß man in Schrift und Rede überhaupt keine Ausdrücke gebraucht, die dem Zuhörer oder Leser nicht verständlich sind.“ Und Grimm (S. 304): „Deutsche Worte lieber zu gebrauchen, liegt schon in unsrer physischen Beschaffenheit. Unsre Sprache ist ein Produkt unsers Körperbaues. Deutsche Worte fließen uns am bequemsten von der Zunge und den Lippen, sie bringen uns erfreulicher ins Ohr als fremde Laute.“

Das klingt nicht wie Gegnerschaft. Gleichwohl kann der Sprachverein mit Mümelin und Grimm nicht an einem Tische sitzen. Ich brauche, um dies zu beweisen, nur je einen Ausspruch beider heranzuziehen. „Ich fühle — sagt Mümelin — mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke.“ Und Grimm — um eine Bombe zum Plazen zu bringen, die alle seine Gegner niederschmettert — läßt einen Deutscheiferer die Worte „logischer Gedankenprozeß“ übersetzen mit „gedanklicher Gerichtshandel.“ Billig und schlecht.

Ganz anders Bildemeister. In seinem Aufsatz haben wir eine tiefdurchdachte, hie und da mit einem Scherz ausgestattete, doch durchaus edle und ernste Arbeit vor uns; eine Arbeit, die nach Inhalt und Form wohl das Beste ist, was auf diesem Gebiete geschrieben worden ist. Sie erschöpft die Frage — natürlich vom gegnerischen Standpunkte aus betrachtet — in jeder Richtung. Sie zeichnet sich aus durch Vollendung im Satzbau, durch unbedingte Berständlichkeit. Ihr hätte ich im allgemeinen nur vorzuwerfen, daß sie um reichlich zehn Jahre hinter den Thatfachen zurück ist, und daß sie ungezählte Fremdwörter enthält, die nicht nur ohne Schaden hätten wegleiben, sondern durch treffendere deutsche hätten ersetzt werden können. Natürlich habe ich dafür Beweise zu bringen.

Der Vortrag Mümelins dient einem besondern Zwecke. Er ist das Vorwort zu einem von ihm — wie niemand bezweifeln wird, mit großem Geschick und mit Einhaltung möglichst scharfgezogener Grenzen — zusammengestellten Verzeichnisse*) derjenigen Fremdwörter, die er als unentbehrlich bezeichnet und die sich auf rund 5000 belaufen. Sein Vortrag selbst ist die Arbeit eines gewiß bedeutenden Gelehrten, der aber seine Vielseitigkeit und seine Sprachkenntnis selbst mehr in den Vordergrund stellt, als der Leser sie bestätigt findet. (Es widerfahren ihm auch kleine Verstöße; er wendet z. B. „als“ für „wie“ an, er benutzt „indem“ als ursächliches Bindewort.) Sein Verzeichnis krankt an zwei Übelständen: daß es Fremdwörter, die nur in einzelnen Landesteilen vorkommen, wie z. B. asot, Fassion, als sprachlässige aufführt und daß es zahllose Fremdwörter als heute noch sprachgebräuchlich bezeichnet, die es schon vor fünf und zwanzig Jahren nicht mehr waren. Hierher sind zu rechnen: Aquädukt, blesiren, Chamade, Chlasmus, Chrisma, Collapsus, concis, confiniren, decrepid, debouchiren, desultorisch, divertiren, Douane, Facette, Frondeur, Galeot, Gratial, impersonal, incameriren, intercalat, musivisch, ranzioniren, Reversalien, Somniation, Stère, desperat, emigriren, Historie, Kalesche, Kalfakter, Supplik, Renonce und viele andre.

*) Mümelin nennt seine Arbeit eine statistische. Als ob die Ansicht eines Mannes deshalb, weil sie in Zahlen ausgedrückt ist, mit einer Statistik etwas gemein hätte.

Der „Essay“ Grimms endlich ist eine Ansprache des Olympiers an die kleinen Erdgeborenen. Ein Schriftsteller wie er wird sich doch nicht an eine Sprachgrenze binden! Der Gedanke ist alles, die Sprache nichts. Nach ihm gehört die ganze Sprachbewegung in die Spielschule. Sein Aufsatz macht den Eindruck, als sei er vor fünfzig Jahren geschrieben. Ich gebe ein Beispiel: „Nirgends — sagt Grimm — zeigt sich der Nutzen der Fremdwörter bei Goethe und Schiller so scharf, als in ihrem Briefwechsel. Ich notire aus einem angelegten Verzeichnisse: Extremität, Receptivität, communiciren (für mittheilen) coincidiren, Morceau, Sourdine, Avertissement, Continuation, Restriction, Sottise, Detail, sollicitiren, Calcul, Sodezza, Misance, Moyens, Befehl, Effort, preoccupiren, negociiren, deployiren, questioniren, Face machen, presentabel, extendiren, Parti ziehen, depotentioniren: lauter Worte, die man auch heute noch gebraucht und die, wo sie zur Anwendung kommen, das Gesagte in besondrer Weise verschärfen.“

Wie stellt sich Rümelin zu den Fremdwörtern Goethes und Schillers? Er sagt (S. 54): „Goethe und Schiller, die Schöpfer und Hochmeister der reinsten deutschen Sprachgewalt, brauchen in ihrem Briefwechsel überraschend viel Fremdwörter, darunter auch viele, die jetzt nicht mehr üblich sind. So fand ich auf wenigen Bogen die Worte Admissibilität, mortifizirt, repouffirt, Sourdinen, Continuation, Remboursement u. a. Auch andre Briefwechsel jener Zeit bestätigen dies und gestatten den Schluß, daß damals die Konversationssprache der gebildeten Klassen weit mehr als heutzutage von lateinischen Zitaten(?) und französischen Gastwörtern durchzogen war.“

Aber auch Rümelin wieder wird geschlagen durch Gildemeister. Wie verhält sich dieser zu den ausgegrabenen Schätzen wie Morceau, Sourdinen, Face machen? Er erklärt (S. 113) Schriftsteller, die noch Etage, Hotel, Bouteille, Fourchette schreiben, als nicht zur guten Gesellschaft gehörig.

Indes selbst Gildemeister ist durch die Thatsachen längst überholt; er ist, um ein Bild zu gebrauchen, nicht im Bilde. „Eine ganz besonders hohe Schuldenlast — sagt er (S. 113) — hat der Kriegsdienst aufgehäuft. Er bewegt sich ausschließlich in Fremdwörtern. Kein Zweig des öffentlichen Dienstes redet ein so buntscheckiges Kauderwelsch; man stutzt förmlich, wenn man einmal auf ein militärisches Fachwort deutschen Klanges, wie auf einen weißen Raben stößt. . . . Es ist nicht abzusehen, warum man nicht ebensogut den Saum eines Waldes sollte beobachten können wie seine lisière observiren, weshalb ein marschirendes Korps nicht statt der tête eine Spitze haben, Vorhut und Nachhut nicht die Avant- und Arrièregarde ablösen könnte.“ Sa, weiß er denn nicht, daß schon das Generalstabswerk über 1870/71 alles vermeidbare Fremde vermieden hat, daß an Stelle der frühern Reglements Dienstvorschriften getreten sind, daß die Wörter Saum, Spitze, Vorhut, Nachhut bereits dienstlich eingeführt sind? Aus dem Strafgesetze wünscht er Delikt, Konat,

Kriminalrichter verbannt zu sehen, obgleich sie garnicht mehr darin enthalten sind. Die Reichsjustizgesetzgebung hat mit Geschick das entbehrliche Fremdländische ausgeschieden. In zahllosen Behörden, Gewerken, Körperschaften wird der Jopf abgeschnitten. Der deutsche Buchhändler räumt auf, der Gastwirt folgt, die Börse ermannt sich. Die kaufmännischen Vereine allerwärts lassen sich Vorträge kundiger Männer halten, beseelt von dem Wunsche, Abhilfe auf ihrem Gebiete zu schaffen. Was aber die Hauptsache ist: die Lehrerschaft der Mittel- und Volksschulen ist im großen und ganzen für die Sache gewonnen. Das heute heranreifende Geschlecht wird die Grimm und Mümelin nicht mehr verstehen. Sehen denn jene Männer das Wachsen und Werden nicht?

Gildemeister glaubt ein übriges zu thun, wenn er uns (S. 106) zuruft: „Man lasse stehen, was zu tief gewurzelt ist, aber man beseitige, was ohne Kampf fallen würde.“ Was heißt das? Sollen wir den Sturmbock gegen eine Breche richten, eine Leiche töten? Soll ein Schaden geschont werden, weil er tief eingewurzelt ist? Gerade Gildemeister muß bekämpft werden, weil er scheinbar bis an die Grenzen der zulässigen Änderung geht, dadurch aber die Launen in ihrer Rauheit erhält, die Kämpfenden stutzig macht.

Es ist die Vaterlandsliebe, die Liebe und Treue zur Muttersprache, welche uns reden und kämpfen heißt. Solcher Strom reißt alle künstlichen Dämme ein.

Ich wende mich zu den hauptsächlichsten Angriffspunkten oder besser: Verteidigungsmitteln unsrer Gegner.

Was ich zuletzt erwähnte — daß der Sprachverein seine Sache als eine nationale betrachtet —, das erregt in erster Reihe den Zorn der Anhänger des Fremdwortes. Ist sie es denn aber nicht? Ist nicht die heimische Sprache eines der köstlichsten nationalen Güter eines Volkes? Haben denn Muttersprache, Mutterlaut keine Bedeutung? Ist die Sprache, in der der Deutsche schlafend und wachend träumt, ein Etwas, das ihm ein andrer „nach Bedürfnis“ verändern und verunstalten darf? Haben wir nicht Beispiele erlebt, daß Deutsche, die dem Vaterlande grollend den Rücken gewendet hatten, durch den Laut der Muttersprache in so namenloses Heimweh versetzt wurden, daß sie alles im Stiche ließen, um nur wieder da zu leben, wo die teure Sprache geredet wird? Das ist aber nicht die Sprache, die ein Grimm oder ein Mümelin sprechen. Wenn, wie Gildemeister zugiebt, eine Anzahl von Fremdwörtern in unsre Sprache aufgenommen wurden, obschon wir ihrer nicht bedurften, so war dies nicht, wie es Grimm beschönigend nennt, Ausfluß des Strebens nach Universalität, sondern es war, wie es Arndt nennt, Ausländerei; es war unpatriotisch. Dann aber ist es einfach ein Gebot des Patriotismus, wieder aufzuräumen. Hatten unsre Voreltern das Bedürfnis, Fremde und Fremdes bei sich herrschen zu lassen, so haben wir den Wunsch, selbst Herr im Hause zu sein. Unsre Gegner fühlen sich, wie sie sagen, in ihrem Vaterlandsgeföhle nicht verletzt, „wenn unsre Pappschachteletiketten mit fremdländischen Bezeichnungen

bedruckt sind.“ Ich frage: Welches Gefühl in uns ist verletzt, wenn wir die Ankündigung eines Leipziger Wirtes lesen: Restaurant verbunden mit Cabinets particuliers, Dejeuners, Diners à part und à la carte? Nur das Sprachgefühl?

Unsre Bewegung ist hervorgegangen aus dem Vaterlandsgefühl, welches der Einigung, der Machtstellung Deutschlands entsprang. Dienen wir unsrer Sprache als einem Nationalgute, so dienen wir der Nation. Mit Recht stellt daher unser Vereinsgesetz als ein Ziel auf: durch unsre Bestrebungen das allgemeine nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen. Zwischen Nationalbewußtsein und „Chauvinismus,“ wie Nümelin die Bewegung nennt, ist eine himmelweite Kluft. Das eine ist eine Tugend, das andre eine Verirrung.

Die Gegner sagen, es sei nicht festzustellen, welche Fremdwörter entbehrlich seien; ob ein Wort einer fremden Sprache entstamme oder ihr entlehnt sei, könne oft garnicht, jedenfalls nur von Kennern ermittelt werden. Das ist bei vielen Fremdwörtern zuzugeben. Aber wollen wir denn für jedes einzelne Wort Gesetze aufstellen? Lehnwörter — und was darunter zu verstehen sei, das wissen heute, dank der durch den Verein erhaltenen Aufklärung, alle, die unsrer Sache zugethan sind — Lehnwörter will niemand von uns beseitigen. Sie haben sich unsrer Sprache angeglichen (die Gegner sagen assimiliert), sind durch Umbildung unser alleiniges Eigentum geworden. Fremdwörter, bei denen der Deutsche — wissentlich oder unwissentlich — den vollen ausländischen Klang beibehalten hat, wie bei Reglement, Reunion, Avancement, sind fremd geblieben und fast ausnahmslos entbehrlich. Wörter wie Musik, Melodie, Theater, Konzert, Kanone, Silbe, Politik — wir denken nicht daran, sie ersetzen zu wollen; sie sind allen Kulturvölkern gemeinsam. Niemand kämpft ernstlich gegen Galvanismus, Telegraph, Elektrizität und ähnliche Bezeichnungen, die in der ganzen Welt dieselben sind.

Ob ein Fremdwort ein entbehrliches sei — man sieht, hört, ja riecht es ihm förmlich an. Gildemeister bestreitet die Möglichkeit, aber er selbst zeigt einen Weg. Er sagt (S. 113): „Immer soll man das Fremdwort abweisen, wenn es sich da eindringt, wohin es nicht gehört,“ und anderwärts: „Der gute Geschmack muß entscheiden.“ Nun, ich frage: Generation, Resultat, Prinzip, Definition, Invasion, Motiv, Maxime, Surrogat, Äquivalent, Kombination, Nuance — Wörter, über die man bei Gildemeister, Nümelin und Grimm aller Augenblicke stolpert —, sieht man ihnen nicht das Aufdringliche auf hundert Schritte an? In zwanzig Jahren sind sie abgethan; es geht ihnen, wie den unzähligen Wörtern, die heute noch dem Schatze alter Tanten entsteigen: ich bin fatigüirt, aigrirt, charmirt, enchantirt. Grimm ist uns heute schon unverständlich. Nümelin hat die zweite Auflage erlebt, nicht weil man an ihn glaubt, sondern weil der Gegenstand anziehend ist. *)

*) Das Schriftchen ist gleichzeitig in der ersten und zweiten Auflage ausgegeben worden, wie es jetzt im Buchhandel vielfach geschieht. D. Red.

Lassen wir den guten Geschmack walten! Bildmeister giebt zu, daß durch ihn das Übel besser geworden sei — es wird immer besser werden! Aber der gute Geschmack läßt sich schulen, verfeinern, verbreiten. Darnach strebt der deutsche Sprachverein.

Mit der Nennung von Wörtern wie Resultat, Prinzip, Kombination, Nuance habe ich in ein Wespennest gestochen. Die Gegner beweisen uns, daß zwischen Resultat und Ergebnis, Grazie und Anmut, kokett und gefällsüchtig, Handschrift und Manuskript, Existenz und Dasein, Unwissenheit und Ignoranz, Grundsatz und Prinzip ellen-, ja klasterverweite Unterschiede bestehen. „Ich denke — sagt Bildmeister (S. 111) — nicht schlecht von Leuten, die diese Unterschiede nicht verstehen, aber sie dürfen nicht mitreden.“ „Sie dürfen — setzt Mümelin hinzu — sich nicht für berufen halten, andern Ratschläge zu erteilen, für welche auch die unscheinbarsten Schattirungen und Spaltungen noch eine willkommene Bereicherung ihres Gedanken- und Wortschatzes bieten.“

Wir, der ich nicht Sprachkennner bin, sind nun diese feinen Unterschiede nicht allenthalben klar. Gleichwohl bildet gerade dieser Einwand der Gegner für mich den Beweggrund, aus dem ich mich an den heutigen Vortrag herangewagt habe. Ich habe gefunden, daß jenen Männern noch niemand gesagt hat, wie gerade dieses ihr Bollwerk das allerschwächste ist.

Es wird mir jeder zugeben, daß unsre drei Gegner gerade hier bei der Auswahl der von ihnen angewandten — sagen wir absichtlich angewandten — Fremdwörter äußerst vorsichtig zu Werke gegangen sind. Grimm zeigt sogar in einer längern Aufeinanderfolge von Sätzen, daß und warum er statt der je im vorhergehenden Satze gebrauchten Fremdwörter nicht deutsche gewählt habe. Am Schlusse der Folge sagt er: „Resultat ist nicht einfach Ergebnis, sondern das Fazit einer Reihe ineinandergreifender Erscheinungen. Das Fazit ergibt sich aus dem mechanischen Zusammenrechnen einzelner Teile, bei Resultat denkt man mehr an den Abschluß scharfer Gedankenarbeit.“ Das kann so sein, aber es muß nicht. Wir sprechen vom Ergebnis einer wissenschaftlichen Untersuchung, einer Staatsprüfung, einer Entscheidung des Reichsgerichts; aber es wird umgekehrt gesprochen vom Resultat eines Zweikampfes, der Reichstagswahlen, einer Geldsammlung, wobei doch von Gedankenarbeit nichts zu spüren ist. „Kombination — sagt Grimm — ist nicht Zusammenstellung; in Kombination ist der Begriff des Zusammenstellens zu einem wissenschaftlichen Werke enthalten.“ Welcher Lehrer dächte dabei nicht an kombinierte Schulklassen, vereinigt, um etwa die Erkrankung eines Lehrers auszugleichen!*) Der berühmte Jurist von Thering giebt in seinem Werke „Der Zweck im Rechte“ einer Betrachtung die Überschrift „Der ideale Lohn und die Kombination desselben mit

*) Die Mißbildung „kombinierbare Rundreisebilletts“ kann hier natürlich nicht herangezogen werden.

dem ökonomischen.“ Damit meint er die Mischung, das Mischverhältnis zweier Arten von Lohn — beispielsweise des Geldlohns und der Dankbarkeit der Mitbürger bei einem öffentlichen Amte. Das Wort Kombination für sich allein enthält nichts von einem wissenschaftlichen Zwecke; es wird nur von Leuten der Wissenschaft viel gebraucht, daher wohl die eingebildete Nebenbedeutung. Grimm führt zwei Aussprüche Leopold von Ranke an, um die Unentbehrlichkeit der darin enthaltenen Fremdwörter zu beweisen. „Es sei mir erlaubt — sagt Ranke —, dem Überblick eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen, auf welche unser Blick noch nicht gerichtet war.“ Und: „Nichts ist für den Einfluß des Geistes auf das allgemeine, selbst das leibliche Alter wichtiger, als die Gedanken in Studien, die zugleich produktiv und regenerativ sein müssen, zu fixiren.“ Hierzu fragt Grimm: „Warum sagt Ranke Notiz? Weil er das Wort nicht im Sinne des französischen *notice*, sondern im Sinne des lateinischen *notitia* anwendet.“ Er will dies aus dem Zusätze „kurz“ folgern; denn, sagt er, eine Notiz im Sinne von *notice* sei schon an sich kurz, dann hätte es des Zusätze nicht bedurft. Nun gäbe es ja, sage ich, allenfalls einen Sinn, wenn man *notitia* mit „Wahrnehmung“ übersetzte. Aber dann paßt „kurz“ gerade nicht dazu, denn nicht die Wahrnehmung, sondern die Wiedergabe soll kurz sein. Ranke will eben eine kurze Bemerkung anfügen. Beim zweiten Ausspruche dieses Schriftstellers fragt Grimm bewundernd: „Warum sagt Ranke fixiren?“ Meines Erachtens konnte unser Gegner kein besseres Beispiel wählen, wenn er hätte beweisen wollen, wie verwerflich solche vieldeutige Fremdwörter sind. Will Ranke sagen: die Gedanken in Studien (d. i. in geordnete Geistesarbeit) bannen, oder: den Gedanken in (durch) Studien eine feste Gestalt geben? Oder ein drittes?

Ebenso ergeht es den Gegnern Gildemeister und Rümelin. Sie schreiben Prinzip, meinen aber bald Grundsatz, bald einfach Satz, etwa im Sinne von Lehrsatz oder Vernunftsatz. Sie schreiben Alliance und meinen bald Schattirung, bald Färbung, bald Abstufung, bald einfach Unterscheidung. Grimm rühmt, daß Schiller sich des Wortes „Terrain“ bedient, wenn er an Goethe schreibt: „Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine verschwände, für das Große würde Platz.“ Grimm meint, unter Terrain sei ein Stück Land oder Feld zu verstehen, auf dem gebaut oder manövriert wird. Wir nennen das zu Deutsch Plan oder Feld. Der Plan wird lichter, das Feld wird reiner. Heute würde Schiller nicht Terrain schreiben.

Meist ist nicht Geistesstärke, sondern Bequemlichkeit, Gewohnheit, Mangel an Überlegung der Grund für die Wahl eines jener Fremdwörter. Gildemeister sagt (S. 95): „Wenn ein guter Schriftsteller ein Fremdwort vorzieht, so hat er gewiß einen guten Grund dafür; er findet, daß es seinen Gedanken am klarsten ausdrückt, daß es Ideenreihen mitvibriren läßt, von denen er wünscht, daß sie gerade mitvibriren sollen.“ Eine „vibrirende Idee“ beleidigt nun nicht

bloß unser Sprachgefühl, sondern giebt auch ein falsches Bild. Man hat sich die mitvibrirenden Gedanken wohl als Saiten zu denken, welche mitschwingen. Gemeint sind aber leise Töne, welche mit anklingen. Meines Erachtens ist es wohllautender und richtiger zu sagen: „das gewählte Wort läßt Gedankenreihen mit anklingen.“ Bildemeister spricht von „impotenten Versuchen unmöglich gewordenener Sprachzeugungen.“ Gewiß besagt impotent etwas andres als ohnmächtig; es birgt den Gedanken an Zeugungsunfähigkeit in sich. Ebendeshalb durfte das Wort aber nicht gewählt werden, denn nun haben wir zwei Mißbildungen: einen zeugungsunfähigen Versuch (als ob es zeugungsfähige Versuche gäbe), und einen zeugungsunfähigen Versuch der Zeugung.

Aber wenn man sich wenigstens beschränken wollte auf die Wahl von Fremdwörtern, die den einheimischen gleichwertig sind. Es werden viel schlechtere, ganz farblose, ja begriffsfalsche angewendet, bloß weil sie herkömmlich und geläufig sind. Man sagt präoccupirt, während man doch nicht an eine angegriffene, sondern an eine bereits eingenommene Stellung denkt. Um wieviel schärfer ist Begriffsbestimmung als Definition, Enkelwirtschaft als Nepotismus, Jahresabzahlung als Annuität, Selbstsucht als Egoismus! Man spricht von imitirten Diamanten, will aber die Unechtheit, nicht die Nachahmung betonen. Wir sprechen vom Resultat eines Bittgesuchs oder einer wissenschaftlichen Reise, meinen aber den Erfolg des Gesuchs, die Frucht der Reise. Wir nennen den Vortragenden Referent, auch wenn er nichts berichtet, sondern eignes giebt. Man spricht von einem Bauprojekt, läßt aber dabei unklar, ob man den Plan oder den Entwurf oder das Unternehmen meint.

Es wird gegen uns die Kürze des Fremdworts ins Feld geführt. Oft mit Recht. Aber wir haben ebensoviele Kunst- oder Fachausdrücke im Deutschen, welche kürzer und treffender sind als die gleichwohl angewendeten Fremdwörter. Und worauf beruht es denn, daß man für Werk Etablissement sagt, für Vorrath Prärogative, für Raum Lokalität, für Schenk oder Wirt Restaurateur, für Grundbesitz Immobilienbesitz?

Ferner sagt man: „Wer nicht den ihm am richtigsten scheinenden Ausdruck soll wählen dürfen, der wird unfrei.“ Ja, das ist wahr. In dem Bemühen, möglichst rein deutsch zu reden, stutzt, schwankt, zaudert, irrt man oft. Aber wer will, der überwindet die Schwierigkeit; zuerst im schriftlichen, allmählich auch im mündlichen Ausdruck. Wer deutsch denkt und scharf denkt, dem wird die Vermeidung des entbehrlichen Fremden bald zur andern und, was mehr ist, zur lieben Gewohnheit. Ich freue mich über jede von Fremdwörtern rein gehaltne Urteilsausarbeitung, wenn ich hoffen darf, daß es mir gelungen sei, mit Hilfe der Reinhaltung jedem das, was ich sagen wollte, verständlich zu machen. Und immer mehr wächst mir unter der Hand die Liebe zur Muttersprache, die Verehrung für ihre Fülle, ihre Tiefe und Schönheit. Unfrei ist, wer an die Unerseßlichkeit der Fremdwörter glaubt; denn wenn es gilt, Un-

gelehrten eine Sache klar zu schneiden, dann fehlt es ihm aller Orten und Enden an verständlichen deutschen Ausdrücken.

Und wie häufig ist nicht die Unüberseizbarkeit eines Fremdwortes nur die Folge davon, daß kein greifbarer Gedanke darin steckt.

Da, wo Begriffe fehlen,

Stellt sich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein.

Für wen schreiben denn die Schriftsteller zumeist? Für ihre gelehrten Fachgenossen oder für die Lesewelt? Für wen sind Gildemeisters und Grimms Aufsätze in der „Rundschau“ bestimmt? Verstehen die Leser dieser Zeitschrift, warum Gildemeister devot für unterwürfig wählt? Wissen es Rümelins Studenten zu schätzen, was ihr Meister mit dem unschön klingenden Worte Gedankenmüancen anders sagen will als Gedankenschattirungen?

Machen wir doch einmal von den Lehren der Gegner eine Nutzenanwendung. Ich will einen Satz ins Französische übersetzen; ich will die deutschen Wörter scharf und treffend, nicht bloß ihrem Sinne, sondern der vollen Bedeutung nach wiedergeben. Der zu übersetzende Satz lautet: „Welches ist der Beweggrund für das Bestreben des deutschen Sprachvereins, die von früheren Geschlechtern in die deutsche Umgangssprache aufgenommenen entbehrlichen Fremdwörter durch einheimische zu ersetzen?“ Ich überseze Beweggrund mit motif, Umgangssprache mit langage de la conversation, Geschlechter mit générations. Weit gefehlt! Gildemeister, Rümelin und Grimm sagen im Deutschen für Beweggrund Motiv, für Umgangssprache Konversationssprache, für Geschlecht Generation; folglich haben diese fremden Wörter eine andre Bedeutung als unsre deutschen. Ich bilde mir nun ein, der zu übersetzende Satz sei geschrieben von einem großen Schriftsteller, der gerade um eben dieser Unterschiede willen diese deutschen Wörter gewählt hat. Als Übersetzer habe ich aber die Pflicht, die Unterscheidungen genau zu beachten. Nun finde ich im Französischen keine gleichbedeutenden. Da wäre nun guter Rat teuer, hätten wir nicht die Lehren unsrer Gegner: „Sprachgrenzen giebt es nicht. Hole dir den treffendsten Ausdruck für deine Gedanken, wo du ihn findest.“ Darf ich aber das französische motif im Deutschen mit Motiv übersetzen, so werden mir auch keine Sprachgrenzen gezogen sein, wenn ich das unübersezbare „Beweggrund“ auch im Französischen mit Beweggrund wiedergebe. Nun denke man sich den Lärm, den französische Schriftsteller von der Bedeutung unsrer Gegner schlagen würden, wenn einer in einem französischen Werke das Wort „Beweggrund“ oder „Geschlecht“ darbieten wollte. Oder man denke sich einen derartigen Versuch im stolzen England!

Das ist ja natürlich Übertreibung. Aber es zeigt doch, wohin jene Lehren vom Gemeingut der Sprachen, von der Zufälligkeit einer angestammten Sprache führen. Was soll die Haarspalterei und das Graswachsensehen bei der Frage, wie ein Volk reden und schreiben darf? Auf wessen Seite ist die Engherzigkeit, wo die Bergewaltigung?

Und noch eins. „Wer das Borgen verteidigt — sagt Bildemeister —, nimmt deshalb keineswegs das leichtsinnige Schuldenmachen in Schutz. Die verwerflichen Anleihen, welche in wüster Jugendrohheit die Trägheit und Renommisterei aufgenommen haben, sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit der Benutzung fremden Kapitals, die dem gereiften Manne die volle Entfaltung seiner Kräfte erleichtert.“ Das ist ein bestechendes Bild: volle Kraftentfaltung durch Aufnahme von Darlehen. Aber das Gleichnis hinkt. Wenn es sich nicht um größere Errungenschaften für ein Volk handelt, als um die, welche uns von jenen Männern vorgeführt werden — wohlgemerkt: ich spreche immer von den Fremdwörtern, die wir für entbehrlich halten —, dann ist nicht von Kraftentfaltung die Rede, nicht, um das Bild weiter auszuführen, um Kapitale handelt es sich, sondern um Pfennige; und nicht um Borgen — denn niemand denkt ans Heimzahlen —, sondern um eine Entnahme, die ein großer Kenner unsrer Sprache, Behaghel, in seinem Werke „Die deutsche Sprache“ ein Bettelngehen bei andern Nationen nennt.

Ich bin am Schlusse. Es ist möglich, daß in dem, was ich gegeben habe, einzelnes Unfertige, Schrofne, Irrige untergelaufen ist — es kann einer nicht mehr geben, und er kann es auch nicht anders geben, als er es hat. Aber es würde mich innig freuen, wenn ich ein Scherflein hätte beitragen können zu der Überzeugung, daß der deutsche Sprachverein sich auf dem rechten Wege befindet.



Der Briefwechsel zwischen Goethe und Carlyle. *)

Von Ewald Flügel.

England und Deutschland werden nicht immer einander fremd bleiben, sondern wie zwei Schwestern, die lange getrennt waren — räumlich und durch übles Verede —, werden sie endlich in Liebe einander nahen und fühlen, daß sie eines Stammes sind.

Carlyle an Goethe, den 23. Mai 1830.



In einem noch heute schwer zugänglichen Winkel Schottlands liegt, meilenweit von jedem größern Orte, mitten in den Bergen, ein einsames Landhaus, dessen gälischer Name (nicht gerade sehr wohlklingend) Craigenputtock lautet. Dort verbrachte Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts Thomas Carlyle mit seiner jungen, schönen Frau sieben Jahre des reinsten, ungetrübtesten Glückes.

*) Correspondence between Goethe and Carlyle, edited by Charles Eliot Norton. London, Macmillan and Co., 1887.